

Rothaus

Autor(en): **Mattes, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **25 (1950)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hat, Richtlinien der Komposition zu finden. Derart gestaltet sich in seinem Werk ein farbiges Weltbild, «wie man es noch nicht gesehen hat»; die überlieferten Werte erscheinen neu geprägt durch eine schöpferische Persönlichkeit.

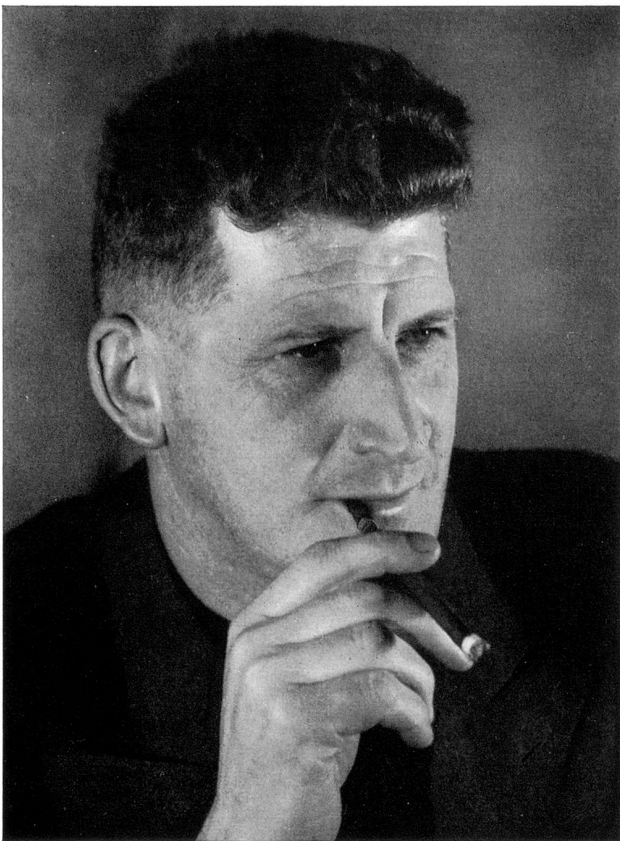
Gimmi will keine Problematik zum Ausdruck bringen. Er betrachtet die Welt als Maler, und deshalb sind seine Probleme primär rein malerische. Ihn interessiert, wie sich (etwa auf dem Gemälde «Le Pont Marie», Paris) Menschen im Raum gruppieren. Er erfaßt das Zusammensein und Aneinandervorübergehen auf die gestalterischen Möglichkeiten hin. Es muß jedoch auffallen, wie gerade das Problem der menschlichen Be-

ziehungen ihn immer wieder fesselt. Er hat es in so vielen Gruppenkompositionen dargestellt. Es ist ein zeitloses und doch in der Gegenwart auf eine besondere Weise zentrales Thema. Und es ist auch kennzeichnend dafür, wie Gimmi höchst zeitgemäß und gegenwartsbezogen malt.

Auf viele Einzelzüge im Werk wäre aufmerksam zu machen. Wenn hier darauf verzichtet wurde, so geschah es in der Absicht, auf das unmittelbarste Anliegen dieses Künstlers das Augenmerk zu richten, auf das, was «aus dem Herzen gemalt» ist; denn dieses ist das Entscheidende, und meisterliches Können dazu bloß Voraussetzung — keine geringe freilich.

Rothaus

Erzählung von Eugen Mattes



Eugen Mattes wurde am 3. Juli 1904 in Kreuzlingen als das vierte von sieben Kindern geboren. Im ehemaligen Egelshofen, das heute einen Teil des thurgauischen Dorfes Kreuzlingen ausmacht, betrieben seine

Eltern eine Spezereihandlung, und der Vater ging nebenbei in die Schuhfabrik, denn er war ein gelernter Schuhmacher. Durch Unglück kamen die Eltern um ihr Erworbenes. Das ruinierte ihre wirtschaftliche Existenz. Die Mutter wurde von einem schweren Lungenleiden befallen, und da Vater und Mutter nicht mehr an der Stätte ihres Unglücks bleiben wollten, siedelte die Familie nach Flums-Großberg über, weil die Mutter nach dem Rate des Arztes für Jahre Höhengeduld nehmen mußte, um von ihrem Leiden geheilt zu werden. So kam Eugen Mattes aus dem thurgauischen Flachland in die Berge. Für die Kinder, die die Tragik des elterlichen Schicksals noch nicht erfaßten, war dies etwas Wunderbares. Der Vater nahm seinen ursprünglichen Beruf als Schuhmacher wieder auf und flickte den Bergbauern ihre groben Nagelschuhe. Das aber ergab einen so kärglichen Verdienst, daß der Hunger oft zum Tischgenossen wurde. Die älteren Kinder wurden bei Bauern verdingt, um wenigstens zu essen zu haben. Eugen Mattes wurde Hüterbube, zog mit seiner Herde, die aus Kühen, Ziegen und Schafen bestand, auf die Weide. Dort war er den ganzen Tag allein, hatte Zeit, seine Gedanken spazieren zu führen und wurde dabei ein rechter Phantast. Mit knapp dreizehn Jahren kochte er für die Holzer weit hinten im Schilzthal. Als er vierzehn Jahre alt war, siedelte die Familie wieder nach dem Thurgau in die Nähe von Kreuzlingen über. Hier wurde er Milchbursche in einer Molkerei und besuchte zwischenhinein die letzte Primarschulklasse. Nach deren Beendigung kam er als Hilfsarbeiter in eine Großbuchbinderei. Mit wehen Gefühlen sah er einen

Teil seiner Schulkameraden in die Sekundar- und Kantonsschule gehen. Er indessen sollte es in einem Fabrikraum aushalten, wo die Räder rasselten und wo es beständig nach Leim roch. Das Heimweh nach den Bergen wurde übermächtig und so suchte er auf eigene Faust eine neue Stelle. Er kam ins Sanatorium Braunwald, wo er den Bergen wieder nahe war. Mit siebzehn Jahren trat er in Wallenstadt in die Lehre als Bäcker und Konditor. Nach bestandener Lehrzeit arbeitete er auf seinem Beruf in Pontresina, Romanshorn, Glarus, Brugg und Zürich. Aber nach acht Jahren erkannte er, daß dieser Beruf ihn nicht befriedigen konnte. Er wurde erst Hilfsarbeiter beim städtischen Wasserwerk in Zürich, kam dann in eine mechanische Werkstätte, wurde Magaziner in einer Radiogroßfirma und trat 1929 in den Dienst der städtischen Straßenbahn in Zürich.

Eugen Mattes begann schon früh zu schreiben. Er besitzt heute noch Verse, die er im Alter von zehn und zwölf Jahren schrieb. Befragt, warum er schreibe, antwortet Eugen Mattes: «Mein eigenes Erlebnis, das heißt das Erlebnis meiner Umwelt mit künstlerischen Mitteln andern ebenfalls zum Erlebnis werden zu lassen, bestimmt mich, auch fernerhin zu schreiben. Mancher sieht zwar mit mitleidigem Lächeln auf den schriftstellernden Tramkondukteur; aber das tut mir nicht weh, denn ich weiß, daß man die schöpferische Anlage nicht in der Universität erwirbt, sondern höchstens dort ausbilden und zu kultivierter Blüte bringen kann. Der Schöpfer aber, der die Gaben nach seinem Willen verteilt, hat mir ein wenn auch bescheidenes Talent in die Wiege gelegt, und ich mühe mich, ihm gerecht zu werden.»

B. S.

Viele Jahre hatte ich Egelsloh nicht mehr gesehen, den Ort am Bodensee, in dem ich geboren bin, und wo meine Eltern ihre letzte Ruhe gefunden. Ich hatte die Stätte meiner Jugend nicht vergessen, aber das Leben war stärker als mein Wunsch, wieder einmal heimzukehren. Oft wanderte ich in Gedanken durch stille Wiesen und wogende Kornäcker und durch den Obstbaumwald, der das Dorf einfaßte mit einem lebenden grünen Kranz. Und immer bei diesem Gedanken packte mich das Heimweh.

Eines Tages flatterte eine Einladung zu einer Schülerzusammenkunft ehemaliger Egelsloher Primarschüler ins Haus. Sie kam mir vor wie eine Mahnung. So entschloß ich mich, die Gelegenheit zu benützen und heimzugehen. Ich machte mich für eine ganze Woche frei und etliche Tage vor der Zusammenkunft, ohne mich bei einem der vielen Verwandten anzumelden, fuhr ich nach Egelsloh. Es war noch früh am Vormittag, als ich am kleinen Bahnhof oberhalb des Dorfes ausstieg. Ein Frühsommernorgen breitete sich über die weite Landschaft und lud zum Streifen ein. Deshalb ließ ich alles Gepäck, selbst Hut und Mantel am

Bahnhof, wanderte die Straße hinaus, die dem Bahndamm entlang führte bis dort, wo sie abbog ins Dorf. Eine Weile zögerte ich, wandte mich schließlich seitwärts, stieg auf den Bahnviadukt empor und schaute hinaus über mein Heimatdorf. Da lag es zu meinen Füßen, eingebettet in den Obstbaumwald. Ich sah viele neue Hausgiebel, und mancher Fabrikschornstein rauchte, der mir fremd war. Aber dennoch war es das alte, liebe Bild. In herrlicher Weite glänzte der See. Dort drüben über der Grenze lag die alte Stadt mit ihren Dächern und Giebeln, überragt vom Turm seines Münsters und eingehüllt in den feinen Dunst des Sommermorgens. Langsam schritt ich über die Brücke hinweg. Von unten klang das Rauschen des Baches und das Singen der Hobelmaschine aus der nahen Schreinerei herauf. Vom Bretterlager nebenan stieg der Duft trocknenden Holzes empor. – Heimatluft! –

Durch einsame Wiesen und Äcker, am Rande eines bewaldeten Tobels, wanderte ich dahin. Hochstehendes Gras neigte sich von beiden Seiten in den Weg und Tau netzte meine Schuhe. Mein Ziel waren die drei Weiher, die dort drüben im Walde lagen, aus dem der Kuckuck unentwegt seinen Ruf herübersandte.

Es war noch derselbe stille Wald von ehemals, der mich aufnahm in seinen kühlen Schatten, freundlich, als wäre es gestern gewesen, da ich wilder Knabe in seinen Wipfeln turnte. Nur etwa ein Hau, der einst ein gesuchter Erdbeerplatz gewesen, war jetzt mit jungen Buchen überwachsen. Die Sonne spielte in dem lichtgrünen Zauberreich und ließ ihr Gold über die zarten biegsamen Äste rieseln. Zwischen schlanken Rottannenschäften und silbergrauen Buchenstämmen hindurch bahnte ich meinen Weg durch Farne und Brombeergestrüpp und stand unvermerkt bei den Weihern. Still und weit lagen sie, von breiten Schilfgürteln umzogen in dieser lichtdurchfluteten Waldeinsamkeit. Einige Frösche quakten schläfrig, und im dichten Schilf schnatterten Enten, die dem Brutgeschäft oblagen. Ich schritt der grünen Wasserwildnis entlang bis an jene Stelle, da einst unser Badeplatz gewesen. Ein Natterlein, das sich in der Böschung gesonnt hatte, klatschte ins seichte Wasser und schwamm, den kleinen Kopf hervorstreckend über die reglose Fläche dahin, auf der Wasserspinnen tanzten und die ersten Seerosen schneeweiß blühten.

In dieser reglosen Stille, die kein Menschenlaut störte, kam ich ins Spintisieren. Die Vergangenheit erwachte, längstentschwundene Erlebnisse standen frisch vor mir, und Erzählungen von Vater und Mutter hoben sich ins klare Bewußtsein. War es nicht hier, wo ein Bruder des Urgroßvaters meiner Mutter beim Pferdeschwemmen ertrunken war...? Oft hatte sie uns diese Geschichte erzählt. Er war aus dem Rothaus, dem Stammhause der Ruetiswiler, aus dem auch meine Mutter herkam. Kaum eine halbe Stunde lag der stattliche Bauernhof

dieses Namens von hier. Über dem Schelmenrain, etwas außerhalb Egelsloh stand das Rothaus und schaute, wie ein Vogtschloß aus alter Zeit, etwas herrisch ins Land. Als Knabe hatte ich oft dort meine Ferienzeit verbracht, im Frühling und im Herbst, im Heuet und in der Ernte, wenn jede Hand zu einer Arbeit nützte war. Mit Vettern und Basen, fröhlichem Jungvolk hatte ich mich dort getummelt in Haus, Stall, Scheune und Torggel. Und im alten Torggelstübli hatten wir uns Geschichten erzählt von den Gehängten, die im Galgenhölzli umgehen sollen, und von der Urgroßmutter, die bei Gewittern schreiend durch die alten Eichen geistere. Nun war der Hof völlig aus meinem Blick verschwunden. Etliche der Vettern und Basen waren gestorben, andere hatten sich im Dorf angesiedelt und ich hatte keine Ahnung, wer heute dort daheim war. Aber nun war die Neugier wach. Auf dem Umweg über das Rothaus wollte ich ins Dorf hinab steigen.

Auf verwachsenen Wegen schritt ich den Weihern entlang und genoß die Stille wie ein köstliches Geschenk. Wie hatte ich nur der Heimat so lange fernbleiben können...? Ich merkte kaum, wie ich in die Waldstraße einbog, die gegen das Rothaus hinunterführte. Früher war sie nur ein Moraststreifen mit wassergefüllten Huflöchern und Wagengeleisen gewesen, in dem man oft bis an die Knöchel eingesunken war. Das war jetzt anders. Schön breit und trocken, überwölbt von den Ästen der Tannen und Buchen zog sie durch die grüne Waldstille, deren harzduftenden Atem ich wohligh in meine Lungen zog. Sinnend ging ich die Straße hinab, schreckte einen Hasen aus dem hohen Grase der Böschung, und ein paar Rehe im roten Sommerrock zogen durchs Gehölz. Auf einmal stand ich am Waldrande und unter mir lag das Dorf Egelsloh. Autohupen und Lärm scholl gedämpft da herauf. Es war nicht mehr das stille Dorf von einst, da außer dem Ton der Glocken und dem Hammerschlag des Schmiedes kein Ton über die Dorfgrenze gedrunken war. Aber der See lag noch immer da in seiner herrlichen Weite und jenseits die dämmerblauen Höhenzüge des Schwabenlandes. Lautlos zog ein weißes Schiff über die schimmernde Fläche, dem Städtchen Meersburg zu, dessen Mauern über den See herüber leuchteten.

Etwas seitwärts, über der Halde des Schelmenrains, leuchtete aus dem Baumgrün das Rothaus. Daneben die Scheune mit dem weitausladenden Ziegeldach, in das ein spielfreudiger Dachdecker die Initialen G. R. und die Jahreszahl 1938 mit neuen Ziegeln eingesprengt hatte. Durch den Obstbaumwald zogen sich Wiesen und Äcker dahin, hinter denen ich die Eichen des Galgenhölzli erkannte, unter denen einst eine verlotterte Bank gestanden und wo wir als Kinder einmal einen alten, morschen Schädel gefunden hatten. Der kleine Eichenwald bedeckte einen sanften Hügel, der in der Gemarkung des Rothauses stand. Dort soll im Mittel-

alter ein Galgen gestanden sein, und die Sage ging, die Eichen schwitzen Blut, wenn man sie schädige.

Unter mir im Grünen ratterte irgendwo eine Mähmaschine. Ich ging dem Geräusch nach und fand etwa ein halbes Dutzend Leute am Heuen. Ich stand an einem mit Weidenbüschen bepflanzen Graben still und schaute hinüber. Die Mähmaschine ratterte eben gegen meinen Standort, und als der Mann, der darauf saß, mich wahrnahm, faßte er mich scharf ins Auge. Solche Zuschauer, die nur Maulaffen feil hielten, waren ihm sichtlich unerwünscht, zumal sie ungefragt durch sein Land stapften. Eben wollte er den Mund öffnen zu einem derben Worte. Aber es blieb unausgesprochen. Dafür ging ein frohes Leuchten über seine Züge. Er hielt die Maschine an und rief:

«Bist du's oder bist du's nicht?»

«Wenn du mich meinst, dann bin ich's», lachte ich zurück und ich erkannte in ihm nun ebenfalls meinen Vetter Gabriel.

«He, Lisettli», rief er einer Frau zu, die eifrig mit der Heugabel hantierte. «Das ist der Vetter Ernst aus der Stadt. Komm, du kennst ihn halt nur vom Erzählen und von der Zeitung her, in die er manchmal schreibt.»

Die Frau steckte ihre Gabel in den Boden, kam heran und streckte mir, mit einem musternden Blick aus ihren blauen Augen, die Hand entgegen.

«Laßt euch nicht stören an der Arbeit», sagte ich, nachdem ich die Frau begrüßt und einige Worte mit ihr gewechselt hatte. «Ich wollte nur schnell einen Blick auf dieses Stücklein Welt werfen, mit dem mich so viele Erinnerungen verbinden.»

«Ich bin gleich fertig», rief Gabriel, der inzwischen wieder auf seine Mähmaschine geklettert war. «Dann gehen wir ins Haus hinüber. Es sind genügend Leute da, um mit dem bißchen Gras fertig zu werden.» Er fuhr noch einige Male hin und her, dann winkte er mir und Lisettli, und während er vorausfuhr, schritten wir hinterher dem Rothaus zu. Langsam schälte sich der große Bau mit den drei Stöcken und den vielen Fenstern aus dem Grün der Bäume. Rot leuchteten die Mauern, rot das steile Hohlziegeldach, das schon zu meiner Jugendzeit einzig war in der ganzen Umgegend. Und als ich in der Hofstatt stand, schaute ich um mich. Es hatte sich wenig verändert. Nur der Verputz fiel da und dort ab. Selbst der Torggel stand noch, und ein Hahn streifte mit seiner buntgefleckten Hühnerschar um das kleine Gebäude herum.

«Nun aber kommt ins Haus, Vetter», rief Lisettli. «Es ist Znünizeit, und Ihr werdet wohl auch Hunger haben, wenn Ihr schon so weit herkommt.» Gabriel führte mich kurzerhand in die Stube, wo Lisettli bereits den Tisch deckte. Es roch im ganzen Hause wohligh nach frischem Brot, und als ich schnuppernd die Nase hob, sagte die Frau: «Ich habe heute früh gebacken

und habe Zwiebelkuchen mit Speck gemacht für den Znüni. Ich weiß nicht, ob Ihr's gerne habt. «Etwas Besseres könnte ich mir gar nicht wünschen», gab ich zur Antwort, und das Wasser rann mir im Munde zusammen beim Gedanken an dieses Produkt ländlicher Backkunst. Gabriel holte Waldhöflersaft, Lisettli besagten Zwiebelkuchen, Rauchwurst und Schinken, und aus beider Augen leuchtete Stolz und Freude, einen Verwandten bewirten zu können, dessen Name man ab und zu in der Zeitung las.

Während des Essens erzählte Gabriel von den wichtigsten Ereignissen auf dem Hofe und im Dorf. Es war mir zwar nicht recht wohl beim Gedanken, daß ich nun mitten im Heuet die Leute versäume. Lisettli merkte es und sagte lächelnd:

«Ihr versäumt uns nicht, Vetter. Gabriel muß oft mitten im Heuet fort, als Experte der Hagelversicherung, und manchmal haben sie verflixt lange einen Schaden abzuschätzen. Kommt es dort auf einen Tag nicht an, macht es auch hier nichts, wenn ich auch einmal etwas davon habe.»

«Hast recht, Lisettli», lachte Gabriel. «Aber nun will ich doch das Buch holen, das ich für unseren Vetter beiseite gelegt habe.» Er stand auf, trat an einen Wandkasten und holte ein altes Buch hervor, das er vor mich hinlegte.

«Du weißt vielleicht noch die Erzählung von der Urgroßmutter, die bei Gewittern im Galgenhölzli schreien soll», sagte er. «Ihr Mann, ein Sirach Ruetiswiler, der Bauer war auf dem Rothaus, hat nebenbei mancherlei geschrieben, und was ich aus dem ganzen Buche sehen kann, war er ein halber Dichter. Außerdem liegt noch ein Heft bei, das von einem Sohne stammt. Vieles darin hat mich interessiert, mit anderem wußte ich nichts anzufangen. Aber ich habe an dich gedacht, der du ja auch Bücher schreibst, und vielleicht hat es einen gewissen Wert für dich, zu wissen, was unser Ururahn geschrieben hat. Ich habe das Ding durch einen Zufall in die Hände bekommen, als ich eine Urkunde suchte, die für den Hof wichtig ist. Da habe ich an einer alten, wurmstichigen Kommode auf dem Estrich eine Schublade aufgezogen und darin ist es gelegen, samt der gesuchten Urkunde.»

Ich hatte in dem Buche bereits zu blättern begonnen. Es fanden sich darin Beschreibungen einzelner Jahre, Angaben von Einkünften, von Handel und Wandel, von Familiengeschennissen und anderen Dingen, die unserem Vorfahr wichtig waren. Und zwischenhinein fand ich tagebuchartige Eintragungen in originellem Erzählerton.

«Lege es noch eine Weile beiseite», sagte Gabriel, «gib den Lebenden den Vorrang vor den Toten.»

Wir saßen beisammen und erzählten, bis Lisettli den Mittagstisch deckte und Knechte und Mägde vom Felde heimkamen.

Als ich am Abend des gleichen Tages, nach langem Abendsitz mit den Leuten des Hauses, in die Kammer emporstieg, die mir Lisettli freundlich zugewiesen hatte, trug ich das Buch unter dem Arm wie einen köstlichen Schatz. Und als ich im Bette lag, begann ich darin zu blättern. Auf der ersten Seite stand in verschnörkelter Schrift «Sirach Ruetiswiler, Bauer im Rothaus zu Egelsloh, 1807». Nun begann ich zu lesen. Die Welt versank um mich, und ich schritt durch die Zeit um hundert Jahre zurück. Erst als der Morgen graute und es auf dem Hofe lebendig zu werden begann, fand ich mich wieder in die Gegenwart zurück. Ich klappte das Buch zu, löschte das Licht, aber ich fand keinen Schlaf. Erzähltes und Gelesenes fügte sich zusammen zu einem Ganzen. Die Toten begannen zu leben, traten in Beziehung zu den Dingen, und vor mir rollte ein Zeitabschnitt ab, der längst der Vergangenheit angehört:

«Sirach Ruetiswiler war bald dreißig Jahre alt und noch immer ledig, trotzdem er der einzige Hoferbe war und eine junge Frau längst nötig gewesen wäre. Seine Mutter war alt und abgearbeitet. Sie merkte, daß es dem Ende entgegenging und drängte ihn, endlich auf die Brautschau zu gehen. Trotzdem das Rothaus ein schöner Hof war, hatte es Sirach nicht so leicht, zu einer Frau zu kommen. Er war ein stiller Mann, fleißig und rechtschaffen. Aber er brachte den Mund nur schwer auf zu einem Gespräch. Er lebte mehr mit den Tieren und Pflanzen als mit den Menschen und hatte zur Natur ein inniges Verhältnis. Dafür sagten ihm Gesellschaften und Tanzböden nichts und nur wenn die Mutter ihn bedrängte, besuchte er einen geselligen Anlaß. Und das Absonderlichste war: An Sonntagnachmittagen konnte er stundenlang mutterseelenallein in der Stube sitzen und schreiben. Zwar interessierte sich kein Mensch für das, was er schrieb. Was sollte schon ein simpler Bauer Gescheites zu schreiben wissen.

Seiner Absonderlichkeiten wegen galt er im Dorfe als nicht der Hellste. Es wäre sicher manches Mädchen gerne Bäuerin auf dem Rothaus geworden. Aber es schauderte eine jede, wenn sie daran dachte, neben diesem einsilbigen Chnorzi und Landstöffel ihr Leben zubringen zu müssen. Keine kannte Sirach näher, um zu wissen, daß er weder dumm noch ungeschickt war, sondern daß er in einer Welt lebte, in die ihm nicht jeder zu folgen vermochte.

In jener Zeit war auf dem Hofe eine Magd, ein schaffiges, ernstes Wesen, das mit dem übrigen Gesinde ebenfalls nicht viel zu tun haben wollte. Sie galt für stolz und eigenköpfig, obwohl sie nur die Tochter eines zugewanderten Schwabenschuhmachers war, der es, weil er lieber trank, politisierte und räsonierte als arbeitete, nie auf einen grünen Zweig brachte. Deshalb tuschelte man hinter ihr her in geringschätziger Art. Aber auch das ärgste Lästermaul verstummte, wenn

sie es mit ihren grauen, durchdringenden Augen ansah. Niemand wußte, wie sie fühlte oder dachte. Sie sprach nur, wenn sie mußte. Dafür galt sie viel bei der alten Bäuerin. Nie hatte diese eine Magd gehabt, die so exakt und fleißig arbeitete und so viel verrichtete wie diese schweigsame Hanne.

Dieses Mädchen aber ging mit offenen Augen durch die Welt und sah wohl, wie schwer Sirach hatte, eine Frau zu bekommen. Auch wußte sie, daß die Bäuerin dem Anwesen nicht mehr gewachsen war. Sie nahm ihr zwar ab, was sie konnte in Haus, Feld und Garten. Die Bäuerin war froh und ließ sie schaffen. Bei all der Arbeit kam Hanne Sirach näher, ohne daß es jemand merkte. Sie wußte, wie er die Dinge haben wollte und fast von selbst geschah alles so, wie er es gerne hatte. Wenn er mit Hanne etwas zu bereden hatte, fanden sich ihre Blicke immer öfter, und ihre willensstarken Augen verfehlten die Wirkung nicht auf das Gemüt des Mannes, in dem alle Eindrücke hafteten wie in weichem Wachs. Wenn er abends im Stalle nachsah, ob alles in Ordnung sei, hatte sie zufällig den Hühnerstall zu schließen oder noch nach den Schweinen zu schauen, und so traf sie von ungefähr mit ihm zusammen und hatte irgend etwas zu sagen und zu fragen. Als sie merkte, daß seine Blicke ihr immer öfter folgten und er nach Gelegenheiten suchte, mit ihr zusammenzutreffen, wich sie aus oder traf unvermutet mit ihm zusammen und schürte so das Feuer in seiner Brust zu heller Flamme, ohne daß auch nur ein einziger Mensch etwas merkte.

Eines Frühlings, da alles blühte um das Rothaus herum, konnte Sirach sein Verlangen nach Hanne nicht mehr bezwingen. So wußte er es eines Tages einzurichten, daß sie mit ihm allein am Schelmenrain ins Rebwerk mußte. Während sie nebeneinander hackten in unregelmäßigem Takte, den Mist unter den Boden zu bringen, hielt Sirach mehrere Male seufzend ein und sah zu Hanne hinüber. Wie braun und stark ihre runden Arme waren, wie kräftig und biegsam ihr Körper. Und als Sirach sah, wie am schlanken Hals die Nackenhaare sich kräuselten, kribbelte es ihm selig unter dem Brusttuch. Umsonst grübelte er nach passenden Worten. Sie hockten ihm wie Steine auf dem Herzen und wollten nicht aus dem Mund. Aber Hanne mußte seine Frau werden, das stand für ihn fest.

Das Mädchen erriet seine Gedanken sehr wohl, schon an den Seufzern, die er von Zeit zu Zeit ausstieß. Immer wieder, wenn er hüstelte, um zum entscheidenden Wort anzusetzen, sagte sie irgend etwas, hinderte ihn, sich auszusprechen und steigerte sein Verlangen auf den Siedepunkt. Als am Abend vom Hause herab der Ruf zum Nachtessen erklang und sie Feierabend machten, trat Sirach neben sie und bröckelte hervor:

«Hanne... , habt Ihr gesehen, wie die Kastnerbäume blühen hinten im Baumgarten? Die müßt Ihr

Euch anschauen. Kommt, es ist nur ein kleiner Umweg.»

Einem Kleeacker entlang schritten sie in den Baumgarten hinauf, der sich hinter der Scheune dehnte, und wo um diese Zeit kein Mensch weilte. Die Sonne war am Untergehen und gelbrot glühte der Himmel über dem Hegau, die Blütenbäume mit zartem Goldton übergießend. Von der Waldweide herab erklangen die Glocken des weidenden Viehs, und ein wunderbarer Friede lag über das Land gebreitet. Da faßte Sirach plötzlich des Mädchens Hand und stieß hervor:

«Hanne, Ihr wißt, die Mutter drängt mich längst zum Weiben. Es ist ja auch Zeit für mich alten Gesellen. Nun... ja... , wenn Ihr mich ein wenig gern haben könntet... Ich wüßte keine, die besser ins Rothaus paßte...»

Hanne weigerte ihm die Hand nicht und duldete, daß er sie in die Arme riß und küßte. Als sie Hand in Hand durch den Baumgarten dem Hause entgegenschritten, leuchtete es seltsam in ihren Augen.

Verspätet kamen sie zum Nachtessen. Der alten Bäuerin kam Sirachs Aussehen verdächtig vor. Er schaute ganz verwirrt in die Welt. Aber Hanne hatte sich in der Gewalt. Mit keiner Miene verriet sie sich.

Am gleichen Abend, als Sirach sich in seine Kammer machen wollte, rief ihn die Mutter in die Stube und stellte ihn zur Rede. Er bekannte, daß er Hanne zur Frau begehre. Das gab einen bösen Auftritt. Die Mutter wollte nicht zugeben, daß eine Dienstmagd ihre Nachfolgerin werde.

«Hanne will ich und keine andere», beharrte Sirach.

«Sieh zu, daß du es nie bereust», rief ihm die Mutter nach, als er die Stube verließ. Die Aufregung hatte der Bäuerin so zugesetzt, daß sie in der Nacht einen Schlag bekam, der ihr Sprache und Bewegung raubte, und etliche Tage später einen zweiten, der sie aus dem Leben erlöste.

Hanne drängte aufs Heiraten, ehe ihr böse Mäuler Unkraut in den Weizen sähen konnten. Noch in der Trauerzeit wurde in aller Stille Hochzeit gemacht. Stolz trug Hanne den Kopf und sah über die Neugierigen hinweg, die an der Kirchenpforte wunderten.

Man spürte bald, daß die junge Bäuerin die Zügel straffer anzog. Sie war weder grob noch laut, aber ihr Wesen hatte etwas Gebietendes. Sie selbst arbeitete noch flinker und rastloser als früher und hielt alle Kräfte auf dem Hofe strenger im Werk. Jedes Ding wurde zu Rate gezogen, und sie sah selbst zu Küche und Speicher, daß nicht zuviel gebraucht und nichts vergeudet wurde. So suchte sie auch Sirach in die Hände zu bekommen. Wenn er die Sache anders anpackte, mußte ein schöner Schübel Geld mehr hereinkommen. Sie fand härteren Widerstand, als sie erwartet hatte. Wohl horchte er auf ihren Rat, wo er ihm gut schien. Aber er hatte eine zu selbständige An-

schauung von den Dingen, als daß er sich in seinen Grundzügen geändert hätte. Die Freude an Pflanzen, Bäumen, Tieren und der gesamten Natur schien ihm ebensogut zum Bauern zu gehören, wie Sense und Heugabel. Bei aller Liebe zur Arbeit fiel es ihm gar nicht ein, sie als Mittel zum Reichwerden zu betrachten. Der Hof stand ja auf guten Füßen und brachte auch in Mißjahren noch so viel ein, daß man ohne Sorge leben konnte. Als Hanne merkte, daß sie ihn nicht ändern konnte, begann sie die Dinge zu hassen, die ihm sein Leben reich machten. Besonders seine Schreiberei an Sonntagen und Winterabenden sah sie mit Mißvergnügen.

Umsonst versuchte Sirach, Hanne an seiner inneren Welt teilnehmen zu lassen. Im Anfang horchte sie zu, wenn er ihr etwas erklärte. Aber sie fand gar keinen Sinn darin, denn das alles trug nichts ein und war kräftigem Zupacken bei der Arbeit nur hinderlich. Später lief sie ihm einfach weg, wenn er von so etwas anfangen wollte. So kam es bald zu mancherlei Reibereien zwischen ihnen. Ein besonderer Streitpunkt bildete das Galgenhölzli. Schon als Magd hatte sie eine abergläubische Furcht vor dieser sagenumwobenen Stätte. Kurz nach der Hochzeit drang sie in Sirach, die Eichen umhauen, den Hügel abtragen und Ackerland machen zu lassen. Lebhaft suchte sie ihm den größeren Nutzen des Bodens vor Augen zu führen. Aber das verfiel bei ihm nicht. Er liebte diesen kleinen Eichenhain um der Schönheit wie um der Sage willen. Umsonst versuchte er, ihr zu zeigen, wie schön es dort sei, als sie eines Abends durch den Baumgarten hinausgingen. Plötzlich blieb sie stehen und ging keinen Schritt weiter. Sie flehte, er möge ihren Willen erfüllen. Aber dieser Wunsch kam ihm ebenso närrisch wie kindlich vor. Als sie sah, daß ihr Bitten nutzlos war, schossen ihr Tränen des Zornes in die Augen. Sie kehrte um, rannte gegen den Hof zurück und ließ ihn allein. Und wenn sie im Heuet oder in der Ernte in den Hinteracker mußten, wohin man durchs Galgenhölzli den nächsten Weg hatte, machte sie einen Bogen darum herum und kam nach und nach überhaupt nicht mehr mit, wenn dort gearbeitet wurde.

Jahre gingen ins Land, und ihrer Ehe entsprossen zwei Buben und ein Mädchen. Josua, der älteste Bub, war Hanne wie aus dem Gesicht geschnitten und bald zeigte es sich, daß er auch innerlich nach ihr geartet war. Hanne war von Anfang an vernarrt in ihn, und als zwei Jahre später Gabriel anrückte und schließlich noch Hanneli, da ließ sie es diesen Kindern wohl an nichts fehlen, aber ihre ganze Liebe gehörte nur Josua. Sirach wehrte und machte ihr Vorhalte, als er sah, wie sie den Ältesten an sich zog. Aber seine Mahnung war nutzlos, besonders als es sich zeigte, daß Gabriel die weichere Art des Vaters hatte. Während Josua schon bald in allem seinen Willen durchsetzte, war Gabriel

ein Träumer, dem jeder Käfer und jeder Grashalm ein Wunder war und der alles mit sich geschehen ließ. Aber seine besondere Liebe gehörte der Mutter. Er leuchtete, wenn sie in seine Nähe kam, und streckte die Händchen nach ihr. Und als er laufen konnte, trippelte er ihr überall hin nach. Hanne aber wehrte ihn ab, wo sie konnte. Sie suchte zu verbergen, daß er ihr um vieles gleichgültiger war als Josua. Hanneli dagegen war eine glückliche Natur, tatenfroh und übermütig, die sich ihrem ältesten Bruder gegenüber wacker behauptete.

Das Rothaus hatte sich gemacht, seit Hanne Bäuerin war. Trotz Sirachs Art hatte sie es erreicht, daß der Hof an Vermögen und Grundbesitz reicher war als früher und bedeutend mehr eintrug. Sie war stolz auf ihre Wohlhabenheit und trug sie zur Schau, wo sie konnte, besonders als sie es fertig gebracht hatte, daß ihre armen Eltern aus dem Dorfe wegzogen. Man anerkannte, wenn auch mit Neid, daß sie den Hof zur Blüte gebracht habe. Aber viele sagten heimlich, sie möchten nicht in Sirachs Schuhen stecken. Er habe eine Schlange in sein warmes Nest getragen.

Schmerzlich hatte der Rothausbauer das Wesen seiner Frau erfahren müssen. Längst wußte er, daß nicht Liebe, sondern Ehrgeiz sie bestimmt hatte, seine Frau zu werden. Klar sah er, daß so grundverschiedene Geister nicht zusammenkommen konnten. Er litt unter dieser Erkenntnis, denn seine Liebe zu ihr wandelte sich nicht.

Längst hatte er sich im Galgenhölzli Tisch und Bank anbringen lassen. Dorthin verzog er sich mit seiner Schreiberei an Sommersonntagnachmittagen, wenn die Hitze über dem Lande flirrte und Hanne in der Stube zu rechnen begann. Hier schrieb er und träumte hinaus. Von Friedrichshafen bis in die Hügel des Schwarzwaldes streifte sein Blick, wo Dörfer und Städte im Sonntagsfrieden ruhten. In den Eichen über ihm spielte der Wind und auf besonnten Steinen lagen reglos Nattern und Eidechsen. Stundenlang konnte Sirach diese Lebewesen betrachten und staunen darüber, wie der Herrgott doch jedem Geschöpflein so viel eigenes Wesen beschieden hatte, daß es sich von allen andern unterschied. Und die Gedanken, die er sich darüber machte, flossen ihm in die Feder. Wenn kein Lebender dafür Sinn hatte, mußte er sich halt dem Papier anvertrauen. Manchmal begleiteten ihn auch Hanneli und Gabriel dorthin. Aber Josua war von klein auf nie dazu zu bringen. Als ihn Sirach einmal mitnehmen wollte, da er noch kaum auf eigenen Füßen gehen konnte, wehrte er sich schreiend, verfiel in einen Krampf und schäumte. Anders Gabriel, den man sicher dort fand, wenn man ihn sonst überall vergeblich suchte. Und später suchte er das Galgenhölzli auf, weil er dort vor der Willkür seines älteren Bruders sicher war.

Sirach mühte sich sichtlich, daß der innere Riß, der zwischen ihm und Hanne klaffte, sich nicht auch auf

die Kinder auswirke. Hanne aber hinderte, daß Josua unter den Einfluß seines Vaters geriet. Sie wollte ihn für sich haben. Gabriel dagegen konnte stundenlang in ihrer Nähe weilen, ohne daß sie ihm ein liebes Wort gönnte. Eines Tages kam Sirach dazu, als Josua eine trüchtige Kuh schlug, die, weil er sein Hüteramt schlecht versehen, in den Hanfgarten geraten war. Er gab ihm eine Ohrfeige und verwies ihm solches. Da stellte sich der Bub zornig und beleidigt vor den Vater und schrie:

«Schlafkappenbauer!»

Da riß dem Rothausbauer der Geduldsfaden. Er entwand dem Buben den Hüterstecken und schlug, blind vor Schmerz und Zorn, auf ihn ein. Auf des Knaben Geschrei stürzte Hanne herbei, diesem zu helfen. Aber Sirach schleuderte sie beiseite und schlug zu, bis Josua wimmernd um Vergebung flehte. Von da an war der Graben noch tiefer zwischen den Eheleuten.

Ebenso ausgeprägt wie die Abneigung vor dem Galgenhölzli war auch Hannes Gewitterfurcht, während Gabriel dieses Himmelsschauspiel mit besonderer Vorliebe genoß. Eines Sommertages, da alles auf dem Felde am Heuen war, zogen überraschend schwarze Wolken über den Geißberg herein. Alles schaffte fieberhaft, das letzte Fuder unter Dach zu bringen. Kaum schwankte dieses die Einfahrt hinauf, eilte die Bäuerin ins Haus, zog die Läden zu an den Stubenfenstern und setzte sich zitternd auf eine Bank. Auch das Gesinde hatte das schützende Dach gesucht. Heiß war die Luft und Dämmerdunkel lag über dem Lande, während die Blitze in den See niederfuhren und der Donner, die Luft erschütternd, den Regen auslöste. Auf einmal fragte jemand nach Gabriel. Niemand hatte ihn gesehen und umsonst suchte man ihn in Haus, Scheune und Troggel. Schauerlich entlud sich das Gewitter und der Blitz schmetterte einen hohen Wasserbirnbaum auseinander. Gabriel war nirgends zu finden und alles war in Angst um den Buben. Erst als der Regen nachließ, die Wolken sich verzogen und die Sonne niederlachte über die erfrischte Natur, kam er durch den Baumgarten dahergeschlendert, tropfnaß und mit lachendem Gesicht. Er hatte sich im Galgenhölzli versteckt, um von dort aus ungestört das Naturschauspiel betrachten zu können. Da nahm ihn Sirach über die Knie und gerbte ihm das Fell, damit er sich's nicht mehr einfallen lasse, unter den Eichen dem Gewitter zuzuschauen.

Es kamen die Jahre, da die Knaben der Schule entwachsen. Josua war froh, der Gewalt des Schulmeisters entrinnen zu können, obwohl er kein schlechter Schüler gewesen. Vor allem im Rechnen hatte er sich hervorgetan. Er war groß und stark und ein tüchtiger Schaffer, der fast einen Knecht ersetzte. So sehr sich die Eltern gleichermaßen darüber freuten, sah Sirach nicht ohne Besorgnis, daß der Bursche wenig Liebe zu den Dingen hatte und in allem nur die Möglichkeit sah,

Geld zu erwerben. Hanne drängte darauf, daß er als zukünftiger Hoferbe das Bauerngewerbe von einer fortschrittlicheren Seite kennen lerne, als dies unter seinem Vater möglich war, und sie ruhte nicht, bis er in einem großen, herrschaftlichen Gutsbetrieb drüben im Badischen als Praktikant unterkam. Mit allen Dingen aufs beste ausgerüstet, von Sirach und Hanne begleitet, reiste er an seinen neuen Wirkungsort.

Gabriel legte in der Schule keine besonderen Gaben an den Tag. Bedächtig nahm er alles auf, verarbeitete die Dinge denkbar langsam, aber was er einmal begriffen hatte, das saß. Besondere Mühe bereiteten ihm jene Fächer, zu denen sein Gemüt keine Beziehung fand. Dafür kannte er die Natur besser als jeder andere, und was er darüber in sein Heft schrieb, war klar und einprägsam. Darüber befragt, was er einmal werden wolle, antwortete er:

«Bauer bei meinem Vater!»

Hanne aber hatte anderes mit ihm vor. Als Bauer war er Josua nur im Wege, und da Sirach wußte, da er unter seinem Bruder leiden würde, willigte er ein, daß man ihn in der Stadt über der Grenze in die Klosterschule schicke. Hanne war in dieser Zeit besonders lieb und gut zu ihm, und um dieser Liebe willen fügte sich Gabriel in alles, was sie wollte. Die Aussicht, daß er jeden Samstagabend heimkommen konnte, war der große Lichtblick auf seinem Wege in die Zukunft.

So besuchte er die Klosterschule während etlicher Jahre, siedelte nachher ins Gymnasium über und bereitete sich auf die Abschlußprüfung vor, die ihm den Weg zu höheren Schulen freimachen sollte. Josua war ebenfalls wieder daheim, und wenn sein Bruder, ein langer, aufgeschlossener Jüngling, an Samstagen heimkam und sich mit Vorliebe in Stall und Feld betätigte, foppte er ihn nach Noten. Er nannte ihn einen Schulfuchs und mühte sich, ihn vor der Mutter und dem Gesinde verächtlich zu machen. Nur vor dem Vater hütete er seinen Mund. Gabriels besondere Freude war es, an Samstagabenden oder am Sonntagmorgen mit den Pferden in die Schwemme zu reiten in die Waldweiher hinauf. Sich in jener Waldstille im Wasser zu tummeln war ihm wohltätige Erholung. Manchmal ritt er am Samstagabend erst beim Zunachten, nur mit der Badehose bekleidet, fort, wenn der Mond hinter den dunklen Waldkuppen emporstieg und die Waldweiher märchenstill in ihrer Einsamkeit lagen. Langsam trieb Gabriel die beiden Tiere in die glitzernden Fluten, ließ sich vom Rücken des Handpferdes ins Wasser gleiten und schwamm hinaus, während die gutgewöhnten Tiere warteten, bis er prustend zu ihnen zurückkehrte. Oft lockte es ihn, wenn er ihnen die gutgenährten Leiber gewaschen und trockengerieben hatte, die Weiher zu umreiten. Während er eines der Tiere auf einer kleinen Lichtung grasend zurückließ, ritt er mit dem andern unter den tiefhängenden Ästen der Eichen und Buchen

dahin auf dem schmalen, verwachsenen Wege, und das Mondlicht, das durch die Blätter fiel, rieselte über die Körper dahin. Oft verschwand er ganz im Dunkel, um plötzlich wie ein Spuk wieder ins Licht zu tauchen, und schon mehr als einmal hatte er handfeste Bauernknechte erschreckt, die zu später Stunde badeten, um sich den Schweiß der Woche von den Leibern zu waschen.

Als er seine Reifeprüfung bestanden hatte und er sich für ein Studium entschließen sollte, fiel es ihm schwer, sich für ein Leben zu entscheiden, das ihn fernab von daheim führte. Hätte man ihn gefragt, er hätte auch jetzt noch mit Freuden gesagt, daß er Bauer werden wolle. Aber Hanne hatte hochfliegendere Pläne. Er sollte Advokat werden, ein Rechtsgelehrter, der ihrem Hause Ehre brachte. Sie war gut und freundlich zu ihm, und als er in einer guten Stunde ihr sagte, daß er alles am liebsten an den Nagel hängen würde, da wurde sie stahlhart und sprach:

«Ein Schwächling, wer abweicht vom eingeschlagenen Weg. Du hast gewählt, da gibt es kein Zurück. Nimm dich zusammen und wehre dich.» – Wie Hammerschläge fielen die Worte in Gabriels Seele. Noch einmal setzte er an.

«Du bist jetzt kein Bub mehr. Ich will keinen Waschlappen zum Sohne, verstehst du?» war der Mutter Antwort.

Gabriel wälzte sich schlaflos auf seinem Lager in der folgenden Nacht und überlegte, ob er sich an den Vater wenden wolle. Diesen wußte er zum voraus auf seiner Seite. Aber er wußte auch, daß er die Achtung und die Liebe der Mutter auf immer verlieren würde und das konnte er nicht ertragen. Als der Morgen graute, war er entschlossen, sich dem Willen der Mutter zu beugen.

So saß er draußen in der schwäbischen Universitätsstadt, besuchte das Kolleg, wenn auch nicht mit besonderer Liebe, so doch mit redlichem Fleiß. Aber das Heimweh verzehrte ihn fast, und er zählte jeweilen die Tage, bis er sein Ränzeln schnüren und heimwärts in die Ferien ziehen konnte. Oft schickte ihm die Mutter auch Geld, damit er in den Ferien eine Reise mache, denn ein zukünftiger Rechtsgelehrter müsse die Welt kennen lernen. Hanne war es darum zu tun, Gabriel möglichst fortzuhalten. Sie hoffte auf die Zeit, die ihn doch allmählich dem Heimatboden entfremden würde. Aber immer kam er doch wenigstens eine Woche heim, auch wenn er sich sonst ihrem Willen fügte.

Aber eines Tages stand er da, trotzdem ihm die Mutter eine ansehnliche Summe für eine Reise geschickt hatte. Er wolle erst ein paar Tage daheim verbringen, nachher werde er nach Italien fahren, sagte er. Sirach betrachtete ihn oft mit heimlicher Sorge. Sonst hatte er immer heiter und mit großer Lust auf dem Felde und im Stall mitgeholfen. Jetzt war er oft gar nicht bei der Sache. Er sah zerfahren aus und sinnierte manchmal in

den Tag hinein, als ob er Geister sehe. Aber Sirach, der wohl wußte, daß der Bub in den Jahren war, da auch die Mädchen eine Rolle zu spielen beginnen, schob auch diesem inneren Stürmen und Drängen die Schuld zu. Immerhin wollte er ihn am Sonntag mitnehmen ins Galgenhölzli und dann einmal als väterlicher Freund an sein Seelentürlein klopfen.

Am Samstagabend ritt Gabriel nach alter Gewohnheit mit den Rossen in die Schwemme. Man hatte den ganzen Tag zu tun gehabt. Heu lag überall, die Frühkartoffeln mußten heraus, die Pflaumen waren reif und warteten auf pflückende Hände. So war es an diesem Abend besonders spät geworden, und Sirach mahnte, jetzt zur Ruhe zu gehen und am Morgen in die Schwemme zu reiten. Aber Gabriel ließ sich nicht abbringen und ritt weg. Der Vater sah dem davonreitenden Burschen nach, bis er in der Dämmerung verschwand. Dann setzte er sich auf den Dengelstein vor dem Torggel, lehnte den müden Rücken gegen die Wand und zündete eine Pfeife an. Die Mauer war noch warm von der Sonnenglut, die tagsüber auf den Steinen gebrütet. Hinter dem Obstgarten begann es heller zu werden und allmählich hob sich groß und gelb die Mondscheibe über die Baumkronen. Ihr Licht fiel auf das steile Hohlziegeldach des Hauses, und weiß leuchteten die Fensterkreuze in den von der Scheune überschatteten Hof. Nirgends war Licht, denn die Stube lag auf der anderen Hausseite, und so schien das große Anwesen in tiefem Schläfe zu liegen. Josua war ins Dorf hinab gegangen, und die Knechte waren nach dem Geißberg hinüber zu einem Jaß. Drüben in der Hundehütte knurrte Nero im Schläfe, und in den Obstbäumen rauschte kaum hörbar der Nachtwind. Der Mond stieg höher und füllte allmählich den Hof mit seinem Lichte. Wie friedlich doch die Welt sein konnte, wenn der Mensch diese Ruhe nicht störte. Sirach schaute das Haus hinauf und dachte, wieviel Vorfahren wohl schon hier gewohnt und ihr Leben erfüllt hatten. Auch er saß hier wie ein König, mitten in seinem Besitztum, und wie könnte er sich seines Lebens freuen, wenn nur Hanne von ihrem Ehrgeiz und ihrer Besitzsucht lassen wollte. Wie viele, bittere Stunden hatte ihm diese Frau schon bereitet. Es war doch sinnlos, vor andern als die Hablichsten gelten zu wollen. Wie schnell zerrannen die Jahre und wie bald mußte man von allem lassen. Und auf Josua hatte sie diesen Geist übertragen, den nun der Bub hineinrug in alle Arbeitsgebiete, die Sirach bis vor kurzem allein beherrscht hatte. Wie rücksichtslos setzte er seinen Kopf durch und wie manche unliebsame Überraschung hatte er ihm schon bereitet. Wie anders wäre es, wenn Gabriel Bauer geworden wäre? Er hatte trotz der Schule jene Achtung vor der Natur behalten, die ein Bauer haben sollte. Aber der Bub hatte ja selbst diesen Weg gewählt und nie davon gesprochen, daß ihm etwas anderes lieber wäre. Und er

wollte ihm nicht vor dem Glück stehen. Aber jetzt stimmte etwas nicht bei ihm. Es war gut, wenn er morgen mit ihm reden konnte. Gut war, daß ihm Hanneli nicht den geringsten Kummer machte. Es war frisch, schaffig und immer fröhlich und hatte ihm schon manche trübe Stunde aufgehellt.

So sann und grübelte Sirach vor sich hin. Die Zeit verrann, er merkte es kaum. Es war so herrlich, hier in der Stille zu sitzen und über all das nachzudenken, wozu einem die Woche hindurch keine Zeit blieb. Es mußte schon weit über zehn Uhr sein. Wo wohl Gabriel so lange blieb? Aber der Naturschwärmer war wohl wieder nicht von den stillen Weihern wegzubringen. Als es aber drunten im Dorfe elf schlug und die Glockenzeichen wie mahnende Rufer da heraufklangen, hielt es Sirach nicht mehr aus. Er ging die Straße hinauf gegen den Wald und blieb immer wieder horchend stehen, ob er Hufgetrappel vernehme. Aber alles war still. Nur das Quacken der Frösche tönte durch den Wald herab. Und wieder blieb er horchend stehen. Gottlob, er hörte die Rosse. Der Bub kam! Im Galopp schossen die Pferde aus dem Walde. Aber was war das? Sie kamen allein. War Gabriel vielleicht streng geritten und ohne Sattel haltlos vom Pferde gefallen! Hatte er sich ein Bein gebrochen und lag er irgendwo im Wald? Sirach lockte die Tiere, fing sie ein und band sie mit zitternden Händen fest an der Stange, die sonst den Weg sperrte. Mit schnellen Schritten ging er die Waldstraße hinauf und rief Gabriels Namen. Aber von nirgends her kam Antwort. Er sah links und rechts in den Wald hinein, in den der Mond gespenstisch seine funkelnden Lichter streute.

«Gabriel...! Gabriel...!»

Nichts...! Nur ein Käuzlein schrie im Dunkel und irgendwo in der Ferne sang eine Nachtigall. Sirach rannte von Angst getrieben keuchend weiter. Dort oben lichtete der Wald. Dort lagen die Weiher. Kurz darauf stand er, nach Atem ringend, am Ufer. Ringsum war es beängstigend still und das Mondlicht blitzte auf den Wassern.

«Gabriel...! Gabriel...!»

Das Echo klang dumpf von der andern Seite der Weiher durch das Quacken der Frösche. Sirach rannte den verwachsenen Weg entlang zum Badeplatz. Die Schilfbüschel schlugen ihm ins Gesicht, aber er achtete nicht darauf. Da stand er still, wo der Schilf zurücktrat und das Wasser offen an der Böschung lag. Nirgends war eine Spur von Gabriel. Überall bedrückende Stille. Da sah Sirach aus einem nahen Weidenbusch etwas Helles schimmern. Zitternd trat er näher. Es war Gabriels Hemd, das dort hing mit den übrigen Kleidern. Sirach ächzte:

«Gabriel...!»

Wie der Schrei eines Tieres klang der Ruf durch die Nacht. Gleichförmig klang das Gequack der Frösche, und weit in der Ferne sang die Nachtigall.

Mit schlotternden Beinen wankte der Bauer zum Badeplatz und sah mit angstverzerrtem Gesicht ins Wasser. Dort... , was schimmerte dort so weiß im seichten Wasser...? War es das Mondlicht? Er trat auf die andere Seite, wo das Licht nicht blendete. Da brach er mit einem Wehlaut in die Knie. Ganz deutlich sah er im Wasser einen Körper. Er schnellte wieder auf, sprang, wie er war, in den Weiher und hob den Leblosen auf die Arme. Dann trug er ihn mit mühsamen Schritten das Bord hinauf, legte ihn ins Gras und mühte sich, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Aber umsonst. Der Bub war tot. Da sank Sirach neben der Leiche ans Bord und weinte still und bitterlich, wie noch nie. Vor seinem inneren Auge rollte das Leben des Toten ab. Er, der Gute, der Stille, der keinem Tiere und keinem Menschen je etwas zuleide getan, ihn hatte das Geschick mitten aus dem Dasein gerissen. Er nahm den Kopf des Toten in seinen Arm und streichelte mit seinen rauen Händen das nasse Haar aus seinem Gesicht.

«Gabriel... , Bub... , sag doch ein armselig Wort...!»

Gabriel aber schwieg für immer.

Umsonst zerbrach sich Sirach den Kopf, wie es hatte geschehen können. Sicher war er auf dem Handpferd ins Wasser geritten. Dieses hatte sich gewälzt und ihn unter sich begraben. Wie oft hatte er ihn schon zu größerer Vorsicht gemahnt. Aber das alles nützte nichts, der Bub wurde nicht mehr lebendig. Da lud er ihn auf seine Arme, bettete das tote Haupt auf seine Schulter und trug ihn durch den lichterfüllten Wald hinab dem Hofe zu, während die Tränen unaufhaltsam in seinen Bart rannen. Das Wasser quitschte in seinen Schuhen, und in einem Lebhag jubelte die Nachtigall.

Solange Gabriel tot im Hause lag, wachte Sirach bei ihm, ohne an Speise oder an Schlaf zu denken. Manchmal stand Hanne bei ihm mit verweintem Gesicht. Aber sie wußte ihm kein Wort und keine Gebärde des Trostes. Auch Josua nicht. Nur Hanneli, nachdem es keine Tränen mehr hatte, blieb bei ihm und streichelte seine zerfurchten Hände. Und als man den Buben vom Rothause weg ins Dorf hinunter zu Grabe trug, sah man, daß Sirach beinahe weiß geworden war.

Hanne trug den Verlust in schmerzlicher Gelassenheit. Es hatte sie hart getroffen, ein Kind so hergeben zu müssen. Aber wer wußte, ob Gabriel nicht versagt hätte in einem harten Leben? Er war ja von der weichen Art des Vaters. Sie legte es aus als Gottes Wille und ganz zuhinterst in ihrem Herzen empfand sie, es sei besser so, als wenn er sich im Leben nicht bewährt und dem Hause Unehre gemacht hätte.

Und wiederum schwanden die Jahre. Neuer Geist kam ins Bauerntum. Rings um Egelshof riß man die Weinberge aus, die von Mehltau und anderen Krankheiten befallen, kaum mehr Nutzen brachten. Käseereien wurden eingerichtet und man verlegte sich

auf die Milchwirtschaft, die Geld brachte. Sirach warnte:

«Es ist nicht gut, diese einseitige Bauernwirtschaft. Wir liefern uns Kräften aus, die wir nicht lenken können. Der Bauer soll alles pflanzen, was der Boden hervorbringt, damit er unabhängig bleibt von seiner Umwelt. Was nützt es, wenn wir laut nach Freiheit rufen und uns selbst darum bringen durch Geldsucht und Unverstand?»

Aber niemand hörte auf ihn, am wenigsten sein eigener Sohn. Dieser legte Hand an alles, was ihm nicht in den Kram paßte, und zwischen Vater und Sohn war manch wüster Streit. Zwei Dinge aber verteidigte Sirach unentwegt: Seinen Weinberg am Schelmenrain und die Eichen im Galgenhölzli. So lange er lebte, wollte er seinen eigenen Wein haben und nicht welsche Ware, wie man sie in den Wirtshäusern anbot, wo man sich die Zunge verdrehte an den fremden Namen. Und das Galgenhölzli blieb sein stiller Zufluchtsort. Es sollte bestehen bleiben zum Andenken an Gabriel, dem es seine liebste Stätte gewesen.

Eines Tages erkältete sich Sirach. Der Husten packte ihn und eine Lungenentzündung folgte, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Den ganzen Winter über mußte er das Bett hüten, wurde kraftlos und hilflos, und erst als der Schnee schmolz und wärmere Tage kamen, wurde er in die Stube an den Ofen gebettet. Dort saß er in den Kissen, sann und schwieg. Mehrmals hatte er Lust, ans Fenster zu gehen. Aber Hanne hinderte ihn. Er dürfe noch nicht gehen, bis er besser bei Kräften sei. Sirach merkte, daß er alt geworden war. Seine Haare waren schlohweiß und seine Hände käsegelb und mager. Ihm schien, daß er sein Leben hinter sich habe. Es war auch gut so, denn er verstand das Neue nicht mehr, das sich breitmachte. Und Gabriels Tod hatte er nie verwunden. Mitten in sein Sinnieren hinein wurde ein Knecht in die Stube getragen mit blutüberströmtem Bein.

«Nicht in die Stube», rief Hannes Stimme vom Gang her. Die beiden Tagelöhner, die den Stöhnenden trugen, wollten umkehren. Aber Sirach sprach: «Legt ihn dort aufs Ruhebett und holt den Doktor. Was hat's gegeben?»

Josua trat herein und die Tagelöhner sahen sich verlegen an. «Im Besmerholz hat er sich beim Abasten einer Wurftanne die Axt ins Bein geschlagen.»

«Es ist nicht wahr, Bauer», wehrte sich der stöhnende Knecht. «Im Galgenhölzli hätten wir die Eichen umhauen sollen. Lange haben wir uns geweigert. Nun hat er gedroht, uns zum Teufel zu jagen, wenn wir's nicht tun. Wie ich die ersten Streiche führte, glitschte die Axt ab und spaltete mir das Bein.»

«Die Eichen im Galgenhölzli...?» fragte Sirach und richtete sich auf. «Wer gibt dir das Recht dazu, Josua...? Bin ich nicht noch der Bauer, der zu befehlen

hat...? Oder hast du gehofft, es mache fertig mit mir...?»

«Ja, und nun soll's auch heraus», rief der Knecht wieder, der schon über ein Vierteljahrhundert auf dem Hofe war. Mit einem Satz fuhr ihm Josua entgegen:

«Halt 's Maul, Kerl, oder...»

Der Knecht aber schrie:

«Seht zum Fenster hinaus, Bauer, seht hinaus...!»

«Bleib sitzen, Vater», sagte Hanne. «Rege dich nicht auf, es könnte dir schaden.»

Aber sie wich zurück vor dem durchdringenden Blick ihres Mannes. Sirach erhob sich, stützte sich an der Wand und ging ihr entlang zum Fenster.

«Nicht, Sirach, nicht», schrie Hanne. Aber der Bauer ließ sich nicht anfechten. Er trat ans Fenster und sah hinaus. Was war das...? Die Reben am Schelmenrain waren nicht mehr. Junges Gras keimte an seiner Stelle. Da kehrte sich Sirach um, maß Frau und Sohn mit hartem Blick und sprach:

«Bei lebendigem Leibe habt ihr mich beerdigt, ihr zwei. So wie ihr den Gabriel selbender unter den Boden gebracht habt, ihr... , ihr...» Weiter kam Sirach nicht mehr. Er sank zusammen. Blut stürzte aus seinem Munde, und wenige Minuten später war er tot.

Mancher Sommer kam und ging, und noch immer schaute der Giebel des Rothauses in die Weite. Josua war Bauer und eine junge Frau führte das Regiment. Hanne war alt geworden und ihr Herz wollte nicht mehr. Immer wieder mußte sie sich hinlegen und hatte so viel Zeit, über ihr Leben nachzudenken. Sie spürte, daß sie den Jungen eine Last war, und diese nahmen sich kaum Mühe, es vor ihr zu verbergen. Josua war geworden, was sie aus ihm gemacht hatte: ein ehrgeiziger, geldgieriger Mann, der keine Rücksicht kannte. Hanneli hatte er vom Hofe getrieben, das sich nun mit einem Handwerker in Weinfeldern verheiratet hatte. Und Hanne fühlte sich grenzenlos allein. So saß sie an einem Tage zwischen Heuet und Ernte in der Stube. Die Hitze setzte ihr zu, und ihr Herz pochte wie ein Hammer. Die junge Frau räumte mit der Magd eine Kammer, die lange leer gestanden, da ein Knecht hinkommen sollte. Das Mädchen trug eine Zaine voll alter Papiere herab und stellte sie in die Küche vor das Ofenloch. Hanne sah es und erkannte in dem alten Zeug ein Buch, in das Sirach einst Aufzeichnungen gemacht hatte. Zwar hatte sie selbst nach seinem Tode alles verbrannt, was an Geschriebenem von ihm zu finden war. Aber dieses Buch hatte sie nie mehr gesehen. Jetzt griff sie darnach und ging damit in ihre Kammer. Sie ließ sich auf einen Stuhl nieder und ihre Hände zitterten, als sie das Buch aufschlug. Sie wollte darin lesen. Aber sie war außerstande dazu. Eine Aufregung hatte sie befallen, daß sie sich hinlegen mußte. Sie schob das Buch in eine Schublade und sank aufs

Bett. Und an den folgenden Tagen brachte sie es nicht fertig, es wieder hervorzunehmen. Und doch kreisten ihre Gedanken immer um das Buch. Was enthielt es? War es eine Anklage gegen sie? Hatte sie nicht allem entgegengewirkt, was ihrem Manne lieb und teuer war, und hatte sie nicht seine Schreibung gehaßt aus tiefster Seele?

So verstrich beinahe ein Monat, ohne daß sie das Buch zur Hand nahm. Aber eines Tages, da sie sich wieder hatte hinlegen müssen, war sie ganz allein im Hause. Alles war draußen bei der Ernte in den hinteren Äckern. Da kam sie sich so verlassen vor, daß sie unwillkürlich nach dem Buche griff. Die Läden waren halb zugezogen, denn die Hitze brütete draußen. Sie setzte sich ans Fenster und schlug es auf. Da lag zwischen den Blättern ein kleineres Heftchen von anderer Schrift. Sie kannte sie wohl, die Schrift Gabriels. Tagebuchartige Aufzeichnungen fanden sich darin, kleine Begebenheiten des Alltags, und schließlich haftete ihr Blick fester in den Blättern:

X, den 22. Mai

Drei Semester drücke ich die Schulbank der Universität. Was ich klarer weiß als früher, ist die Tatsache, daß ich nicht hierher gehöre. Ich bin ein Bauer und werde es bleiben. Aber ich darf nicht zurück. Ich könnte die Verachtung nicht ertragen. Sie würde mich von sich stoßen. O Mutter, weißt du auch, was du tust...? Alles würde ich für dich tun, wenn ich heimkehren dürfte. Ich treibe wie ein Schiff im Sturm und weiß keinen rettenden Hafen. Ich saufe mich ab und zu voll oder treibe mit Weibern herum, um zu vergessen. Aber nachher ist das Elend nur um so größer. O Mutter, daß du doch des Vaters Güte hättest!

X, den 1. Juni

Es hapert bedenklich mit mir. Ich saufe herum, versäume das Kolleg und schwatze Dummheiten, wenn ich voll bin. Gestern soll ich einen der Professoren, den Staatsrechtslehrer, mit schwer beleidigenden Ausdrücken belegt haben. Ich weiß nichts davon, aber man sagt, es könnte Folgen haben.

X, den 5. Juni

Die Folgen haben sich gezeigt. Ich bin wegen unziemlichen Lebenswandels und wegen grober Beleidigung der Lehrkräfte von der Universität ausgestoßen worden. Ich habe hier nichts mehr verloren. Was nun...?

Rothaus, den 20. Juni

Ich bin wieder zu Hause und atme Heimatluft. Wie wohl ist es mir hier und wie schwer zugleich, weil ich von der ganzen Sache weder dem Vater noch der Mutter ein Wort gesagt habe. Aber ich kann es nicht mehr lange hinausschieben. Am Sonntag werde ich vor die Eltern treten und alles bekennen. Wenn ich es nur schon getan hätte. O Mutter, bist du so hart, wie ich

fürchte? Ich weiß nicht, was ich tue, wenn du dich abwendest von mir...»

Hier brachen die Aufzeichnungen ab. Hannes Augen irrten durch die Kammer und ihr Atem ging schwer. Das Heftlein glitt von ihrem Schoß zu Boden, sie achtete es nicht. Und als sie wieder in das Buch sah, das ihre Blicke ansaugte wie ein Magnet, starrten ihr daraus Sirachs Schriftzüge entgegen:

«Bub... mein armer Bub, was hast du gelitten und wie warst du allein in deiner Not, so furchtbar allein, denn sonst hättest du das Leben nicht von dir geworfen, an dem du doch so gehangen bist. Aber du wußtest keinen Weg mehr, und ich, der ewige Zauderer und Zögerer, sah, daß du littest und wartete, ohne dir das erlösende Wort zu rechter Zeit in den Mund zu legen. Ich allein bin schuld an deinem Tode und niemand sonst. Herrgott, du wirst mir nie verzeihen können. Ich hätte auftreten sollen gegen deine Mutter, Gabriel. Aber ich haßte den Streit und schwieg. So habe ich mein Pfund schlecht verwaltet, denn sie zu wandeln wäre nicht unmöglich gewesen, wenn ich meine Kräfte zusammengenommen hätte. Mein ist alle Schuld und darum soll die Mutter nicht wissen, daß du den Tod gesucht hast. Darum will ich alles allein tragen und sühnen, so gut es geht...»

Weiter kam Hanne nicht mehr. Es drehte sich alles vor ihren Augen. Fort... fort, aus dem Hause, dessen Wände sie fast erdrückten... fort... Sie eilte hinaus, floh wie gehetzt durch die Hofstatt in den Baumgarten und ging durch das schmale Weglein gegen das Galgenhölzli. Sie keuchte, und ihr Herz schlug rasend. Sie merkte es nicht, sah nicht, wo sie ging, nicht daß sich die Sonne hinter Wolken verbarg und sich ein schweres Gewitter zusammenballte. Erst als ihr die Beine versagten und sie auf eine Bank niedersank, merkte sie, daß sie im Galgenhölzli war. Unfähig, einen einzigen Schritt zu gehen, sah sie das Gewitter in rasender Schnelle heraufziehen. Die Hände auf die Brust gepreßt und mit einem Blicke, in dem das Entsetzen stand, sah sie die Blitze durch die zunehmende Dämmerung niederfahren.

Als die Rothausleute vom Felde zurückkehrten, brach ein Gewitter los, so schwer, wie man es seit Menschengedenken nicht gekannt. Es wurde Nacht um das Rothaus her, Sturm brach auf und riß Bäume aus, und endlich fuhr ein Hagelwetter hernieder, das alles kurz und klein schlug. Blitze fuhren in die Bäume und schlugen ins Wasser und der Donner brüllte, daß das starke Haus in seinen Mauern bebte. Als Josua, die Gewitterfurcht der Mutter kennend, sie suchte in ihrer Kammer, fand er diese leer. Nur das Heft Gabriels und das Buch des Vaters lagen am Boden. Die Mutter aber war verschwunden.

Erst am Abend, nachdem man sie vergeblich in Haus und Hof gesucht, kam ein Knecht gelaufen und mel-

dete, daß die Bäuerin tot im Galgenhölzli liege. Zum erstenmal in seinem Leben betrat Josua diesen verurteilten Ort und fand seine Mutter unter einer vom Blitz gespaltenen Eiche. Sie lag da, blauschwarz geschlagen vom Hagel und eingebettet in einen Panzer von zusammengefrorenen Eiskörnern, bedeckt mit abgeschlagenen Eichenzweigen, und aus den aufgerissenen, toten Augen schaute das Grauen. Dieser Anblick erschütterte Josua derart, daß er in sich ging und sich wandelte.

So lautet die Geschichte vom Rothaus, wie sie mir aus Sirachs Aufzeichnungen und all den Geschichten, die ich schon davon gehört habe, entgegnetrat. Ich sann ihr nach, während ich allmählich in einen Halbtraum verfiel, in dem ich Gegenwärtiges und Vergangenes mischte, bis mich die Morgenglocke von Egelsloh in die Wirklichkeit zurückrief. Dann stand ich auf, wusch mich drunten am sprudelnden Brunnen und schickte mich an, durch die herrliche Morgenstille einen Gang ins Galgenhölzli zu machen.

Thurgauische Gemeindewappen

von Bruno Meyer

Frittschen: In Rot ein halber linksschauender gelber Bär mit weißen Zähnen, Auge und Halsband.

Neuschöpfung auf Grund der frühen (9. Jahrhundert) Beziehungen zum Kloster St. Gallen (Bär) und der späteren Zugehörigkeit zu den sogenannten Hohen Gerichten der Landvogtei (rot-gelbe Farben).

Raperswilen: In Rot eine weiße Marke, die den Umriss einer Tanne darstellt.

Übernahme des Kerbschnittzeichens, das sich in der Kirche Raperswilen auf den Kirchenbänken befindet. Die Farben sind die der alten Gerichtsherrin, der Reichenau.

Illhart: Ein aufgerichteter schwarzer Löwe mit roter Zunge, Wehr und Krone in weißem, rot geschindeltem Feld.

Neuschöpfung auf Grund der jahrhundertelangen Zugehörigkeit der Gemeinde zur Herrschaft Altenklingen. Übernahme ihres Wappens mit Wechsel der Farben.

Roggwil: Achtfach geständert von Weiß und Rot.

Festlegung des bereits von der Gemeinde geführten Wappens der Herren von Roggwil unter Weglassung der später hinzugefügten, aufgelegten goldenen Kronfarbe.

Märstetten: Gespalten, rechts in Schwarz ein aufgerichteter weißer Löwe mit roter Zunge und Krallen, links in Weiß ein halber, schwarzer, aufliegender Adler mit rotem Schnabel, Zunge und Fuß.

Festlegung des bereits geführten Wappens, das auf die Darstellung des Wappens der Freien von Märstetten in der Eidgenössischen Chronik von Stumpf zurückgeht.

Tägerschen: In Gelb ein durchgehendes rotes Kreuz.

Neuschöpfung auf Grund der Geschichte der Gemeinde unter Übergehung des damit nicht übereinstimmenden Entwurfes von 1934. Die Gemeinde gehörte einst zum Gebiet St. Gallens. Als Lehen dieses Stiftes verkauften die Herren von Heitnau die Vogtei-rechte 1258 an Tobel, das bis 1798 Gerichtsherr blieb. Das durchgehende Kreuz ist das Wappen der Komturei Tobel, die Farben Rot-Gelb sind die der Herren von Heitnau.

Anetswil: In Rot eine gelbe, rückwärtsblickende Dogge mit weißer Zunge, Zähnen und Auge und schwarzem Halsband.

Neuschöpfung auf Grund der Geschichte der Gemeinde. Das ganze Gebiet ist Neusiedelland der Grafen von Toggenburg und gehörte später als sogenanntes Hohes Gericht zur Landvogtei. Die Dogge erinnert an die Toggenburger, die Farben sind die der Landvogtei.

Oberbußnang: Weiß und Schwarz dreimal sparrenweise geteilt.

Neuschöpfung auf Grund der Geschichte der Gemeinde. Den einstigen Zusammenhang mit den Freiherren von Bußnang, an die auch der Name der Gemeinde erinnert, weist die Gestalt des Wappens nach, während die Farben die des späteren Gerichtsherrn, der Stadt St. Gallen sind.

Berg: In Rot ein weißer Turm.

Festlegung des bereits geführten Wappens, das auf die Gerichtsherrenfamilie von Thurn zurückgeht, unter Weglassung aller späteren Zutaten.

(Sämtliche Wappenzeichnungen sind von Emanuel Boßhart in Eschlikon)